Ludwig M. Eichinger (Mannheim)

Einführung: Vom Wert neuer Erfahrungen

Man muß etwas Neues machen um etwas Neues zu sehen.
(Georg Christoph Lichtenberg 1991, Sudelbücher III)

1 Der organisatorische Rahmen

Die 54. Jahrestagung des Instituts für Deutsche Sprache (IDS) hat in diesem Jahr nach einigen Jahren, in denen spezifischere Themen des fachlichen Diskurses behandelt wurden, einen resümierenden Blick auf die deutsche Sprache und die Ergebnisse ihrer Untersuchung unternommen. In den letzten Jahren war es um die Einbindung des Sprechens in Praktiken gegangen, dann um die Bedeutung und den Umfang der grammatischen Variation im Bereich der standardnahen Sprache und zuletzt um eine erneuerte Theorie des Lexikons. Erkennbar bezogen sich diese Themen auf die Aufgaben der Forschungsabteilungen Pragmatik, Grammatik und Lexik des IDS.

Der Zuschnitt der in diesem Band dokumentierten Tagung ist von anderer Art. Im Kern liegt dem ganzen Vorhaben die Frage zugrunde, was sich nach einigen Jahrzehnten linguistischer Forschung zum Deutschen Neues berichten ließe. In dieser Frage mischen sich zweifellos unentwirrbar methodische Herausforderungen mit empirischen Funden und Befunden. Das ist sicher besonders wahr unter den erweiterten, aber daher auch erst allmählich erkannten Bedingungen der elektronisch basierten Forschung auf der Basis großer Datenmengen, wie sie in Korpora der verschiedensten Art versammelt sind. Gerade dieser Aspekt der Materialität der Forschung fordert zudem zu Überlegungen über theoretische Annahmen heraus. In diesem Sinn sind die Beiträge in diesem Band dem relativ Neuen, seiner Untersuchung und seiner fachlichen Verortung gewidmet, in unterschiedlicher Betonung der empirischen, der methodischen und der theoretischen Sichtweisen. Gleichzeitig führt der Weg der Beiträge durch verschiedene Ebenen der linguistischen Beschreibung wie auf unterschiedliche Meta-Ebenen.

2 Strukturen und Gebräuche

Vielfach ist es bei einer so traditionsreichen Wissenschaft wie der Sprachwissenschaft der neue Blick, der das Neue schafft. Worauf sich der neue Blick richtet,

<https://doi.org/10.1515/9783110622591-001>

das kann ganz unterschiedlich sein, es gibt verschiedene Seiten der Frage, wie eine Sprache das leistet, was man jeweils und unter wechselnden Bedingungen von ihr erwartet. Das mag ein Blick auf die dem struktural geschulten Sprachwissenschaftler möglicherweise am nächsten liegende Ebene der formalen Möglichkeiten der Grammatik und Lexik sein, es mag aber auch um die Einbettung in praktische Zusammenhänge gehen, und der Blick mag sich darauf richten, wie man die Dinge im Deutschen sagt, vielleicht in angemessener Weise sagt, also auf die Frage der Normen von Sprache und interaktionalem Umgang. Allerdings leben wir offenbar in sprachlichen Zeiten, in denen allerlei richtig neue Dinge im Feld der Interaktion auftauchen, die Digitalisierung hat jetzt schon viele praktische Folgen und lässt weitgehende grundsätzliche Änderungen erwarten, und sie hat zudem das sprachwissenschaftliche Forschen in den letzten Jahren ganz grundsätzlich verändert. Aber selbst hier sind die objektiven Veränderungen nicht unabhängig von den Einschätzungen, wie man auf die gegebene neue Situation sprachlich angemessen reagieren soll.

3 Bedingungen von Variation

Erkennbare Veränderungen und ihre Einschätzung, das ist eine Beziehung, bei der die sprachwissenschaftliche Feststellung und die öffentliche Bewertung häufig nicht ganz konfliktfrei aufeinandertreffen. Schwankungen und Veränderungen im Gebrauch kann man zweifellos wissenschaftlich beschreiben, der Rat an den Sprecher oder Schreiber, wie man im Deutschen etwas „richtig“, „angemessen“ oder „passend“ ausdrücke, steht einerseits zweifellos nicht im Zentrum des linguistischen Interesses, andererseits ist es auch eine Frage nach einem Konzept von Norm, also im Kern von Standardsprachlichkeit, die hinter den angedeuteten divergenten Vorstellungen steht.

Wenn Variation und Veränderung die Bandbreite standardgemäßen Sprechens und Schreibens prägen, muss der Gebrauch der Sprache – in unserem Fall der standardnahen Sprache – und müssen die Bedingungen der Variation ausgeleuchtet werden. Den Gebrauch einer Sprache und somit das Neue an und in ihm zu ermitteln ist mühselig wie alle Empirie. Auch in dieser Hinsicht hat die dramatische Zunahme der Möglichkeiten digitaler Datenbanken und Untersuchungswerkzeuge in den letzten zehn bis fünfzehn Jahren Möglichkeiten geschaffen, den sprachlichen Vorgängen und Gegebenheiten in neuer Weise nachzugehen. Forschung in digitaler Umgebung hat am IDS eine Tradition, die bis in die Anfänge die Instituts zurückreicht; gerade in den letzten Jahren aber haben nicht nur die Korpora geschriebener und gesprochener Sprache eine Größenordnung anderer

Art erreicht, sondern auch die damit verbundenen Mittel und Möglichkeiten der sprachwissenschaftlichen Analyse. Mit dieser Ausweitung hat aber auch die systematische Diskussion um den Status der Ergebnisse und ihrer Begrenzungen an Bedeutung gewonnen. Neu könnte damit auch die Weise der Interpretation solcherart erhobener und aufbereiteter Daten sein.

4 Folgerungen

Das entspricht dann auch noch einer anderen Schichtung, die sich angelehnt an die Überlegungen Charles Taylors in seinem Buch über das „Language Animal“ charakterisieren lässt, auch wenn sie dort möglicherweise etwas stark humboldtianischen Geist atmet. Er trifft dort die Unterscheidung zwischen dem „designativen“ und dem „konstitutiven“ Blick auf die Sprache, von dem es heißt:

In the way we exchange, talk to one another, treat one another, we establish and thus continue or alter the terms of any relationship, what we might call the “footing” on which we stand to each other (Taylor 2016, S. 265 f.)

Die Konventionen des Gebrauchs dienen dazu, das gesellschaftliche Verhalten zu konturieren, uns auch sprachlich wiedererkennbar zu machen. Wenn das so ist, kommt allerdings das, was wir bis dahin erfahren haben und was konventionell in unsere Sprache eingebaut ist, bei „Neuem“ an seine Grenze. Wenn dieses Neue erscheint, verliert das sprachlich Selbstverständliche seine Selbstverständlichkeit, und dennoch weist die Kenntnis von normativen Erwartungen und ihren Bedingungen den Weg, beziehungsweise mögliche und wahrscheinliche Optionen der Bewältigung von Neuem, selbst im Fall des *opting out* aus den geltenden und als standardnah akzeptierten Übereinkünften.

Mit diesem letzten Gedanken, der auf eine normbewusste Betrachtung sprachlicher Praxis und Planung zielt, befindet man sich an der Stelle, die gerade in ihrem normativen Aspekt dem alltäglichen linguistischen Geschäft eher fernsteht. Es ist in der Regel eher auf das Funktionieren der interaktionellen Apparatur und ihrer Erscheinungen ausgerichtet. Das hat sicher auch einfach damit zu tun, dass es des Blicks auf große Datenmengen zum Erkennen von Mustern und Bedingungen des Möglichen und Wahrscheinlichen bedarf. Der ist aber jetzt doch viel einfacher zu erlangen. Nun ist es aber durchaus so, dass es hinreichend Anlass gibt, darüber nachzudenken, ob man bei dem vielen Neuen, das die Linguistik weiß, Antworten und Hinweise zu den Bedingungen des Gebrauchs erwarten kann, auch wenn sie, was ihre Geltung angeht, durch mancherlei Konditionalität geprägt sein mögen.

5 Das Programm

5.1 Erweiterungen: Prospektion, Gender, Gebrauch und Gebrauchsstandard

An Überlegungen dieser Art schließen die ersten Beiträge dieses Bandes unmittelbar an. In ihnen spielt das Verhältnis der Sprachwissenschaft zu den sprachlichen Handlungsräumen der Sprecherinnen und Sprecher des Deutschen eine zentrale Rolle. So entwirft **Wolf Peter Klein** den Rahmen einer der sprachlichen Zukunft zugewandten Sprachwissenschaft, die aufgrund des vielfältigen Wissens der Sprachwissenschaft über die Komplexität und Leistungsfähigkeit einer Sprache vom Entwicklungszustand des Deutschen prospektiv tätig werden kann. Die sprachwissenschaftlichen Erkenntnisse über die komplexe Variationsvielfalt des Deutschen, die gleichzeitig seine große Leistungsfähigkeit ermögliche, könnten in Interaktion mit den Bedürfnissen der Sprecherinnen und Sprecher zur Modellierung möglicher Zukünfte mit ihren erwartbaren normativen Folgerungen genutzt werden. Die so angestrebte aufgeklärte Sprachkonsultation wird in dem Beitrag nach der Entfaltung des Konzepts auf allen Ebenen (makro-, meso- und mikroprospektivisch) in mikroprospektivischer, also auf die Handlungsoptionen der einzelnen Sprecherinnen und Sprecher bezogener Weise konkret entfaltet. Ein formal-funktionalisiert erscheinender Systemausschnitt, die deutsche Nominalflexion mit ihren Flexionsklassen und ihrer Genusverteilung, zeigt bei dem neuen Blick, den **Damaris Nübling** darauf wirft, dass auch in diesem grammatischen Kern die Kategorie Gender neues Licht auf die Verhältnisse von Flexionsklassen und Genus-Sexu-Zuordnungen wirft. So erscheint die Genus-Zuordnung bei Personenbezeichnungen eben doch – nicht zuletzt bei dem doch nicht so neutral erscheinenden Neutrum – geschlechtsbezogene Einschätzungen und soziale Kategorisierungen zu reflektieren. In dem historischen Blick, den sie auf die Daten wirft, zeigt sich, dass das sogar die Zuordnung von Flexionsklassen nicht unberührt lässt und dass man auf diesem Weg manche Verschiebung der Verhältnisse nicht nur erklären kann, sondern dass sich in diesem Bereich aufgrund veränderter gesellschaftlicher Einschätzungen und folgender Handlungsweisen Verschiebungen ergeben haben. Dass Veränderungen, die auf die Kategorie Gender reflektieren, möglich sind, wird dann jedenfalls an dem weiteren behandelten Beispiel, der Reihenfolge in festen syntaktischen Formeln doppelgeschlechtlicher Nennung unmittelbar sichtbar.

Die zwei Beiträge aus den Forschungen des IDS zu Fragen des gesprochenen Deutsch lassen sich jeweils an die in den beiden erstgenannten Beiträgen entwickelten Denkfiguren anschließen – und zeugen zudem vom Nutzen der nunmehr am Haus erstellten großen Datenmengen auch gesprochener Sprache für die Be-

urteilung, sei es von der Adäquatheit von Gebräuchen, sei es von der Entwicklung und Funktion von Elementen. In **Stefan Kleiners** Beitrag wird dargelegt, wie durch die gründliche und bedachtsame Untersuchung der Daten des Korpus „Deutsch heute“ des Projekts „Gesprochenes Deutsch“ die Bandbreite eines Gebrauchsstandards für die standardsprachliche Aussprache unter den Bedingungen verbreiteten Gebrauchs standardnaher Formen – was immer das für die Orientierung im Raum des Gesprochenen im Unterschied zur schriftsprachlichen Fixierung heißt – ermittelt und beschrieben wurde. Dieser Gebrauchsstandard fand dann Eingang in die aktuelle Auflage des Aussprache-Dudens. An so einem Ort und mit diesem neuen Konzept können sich die Sprechenden mit ihren Fragen abgeholt fühlen. In anderer Weise geht der Beitrag von **Arne Zeschel, Fabian Brackhane** und **Ralf Knöbl** an eine spezifische Entwicklung im gesprochenen Deutsch heran. In seiner methodischen Herangehensweise ermittelt er nicht nur für den behandelten konkreten Fall Neues für die Erforschung typisch gesprochen-sprachlicher Merkmale und Strategien. Konkret geht es darum, im Umfeld von Konstruktionen mit dem Verb *sagen* die strukturellen Eigenheiten und Funktionen eines formal als Reduktionsform – entweder zu *ich sage mal* oder zu *sagen wir mal* – verstehbaren Diskursmarkers (etwa: ['zəmɐ]) zu erkennen und zu beschreiben. Besonders klar wird in diesem Beitrag, dass es der verschiedenen Komponenten bedarf, einer einigermaßen breiten Datenbasis und der Werkzeuge, um überhaupt das gesamte konstruktionselle Umfeld auszuleuchten und dann die Verwendungstypen einer genauen phonetischen Analyse unterziehen zu können sowie die Funktionen in den Gebrauchskontexten zu eruieren und zu beschreiben. Das führt zu Ergebnissen, die jedenfalls für eine funktionale Eigenständigkeit des in Kurzform auftretenden Markers sprechen.

5.2 Neuordnung: Einstellungen zur Vielfalt

Auch im nächsten Block von Beiträgen rahmen zwei Fallstudien zum Zusammenhang von variierendem Sprachgebrauch, der zugehörigen Selbst- und Fremdeinschätzung, Identität und der Rolle von sprachlicher Erinnerung einen Beitrag aus dem IDS über den Wert von entsprechenden Makrostudien.

Die Fallstudien beleuchten, vom Norden und Süden des Sprachgebiets kommend, die Bandbreite der mentalen und realen Existenz eines traditionellen Merkmals des Deutschen, der regionalen Differenzierung des vorfindlichen sprachlichen Spektrums mit ihrer unterschiedlichen Ausgestaltung. **Ingrid Schröder** berichtet von einem Projekt, in dem dem Verhältnis zur Regionalsprache Niederdeutsch in der Großstadt Hamburg nachgegangen wurde. Ausgegangen wird dabei von der Differenz zwischen dem beobachteten Rückgang des Gebrauchs

des Niederdeutschen in der Stadt und der damit verbundenen Einschätzung als einer Erscheinung, die sich (allenfalls) in ländlicher Umgebung finde, zu dem Tatbestand, dass das Niederdeutsche in vielerlei Kontexten als Bestandteil einer hamburgischen Identität präsentiert wird. Der vorgestellte Ausschnitt der Studie bezieht sich auf die Ergebnisse biografischer Interviews mit „niederdeutschaffinen“ Personen, die auf jeden Fall eine passive und in gewissem Umfang auch aktive Kompetenz in dieser Sprache nachweisen konnten. Als Ergebnis der in den Interviews aufscheinenden Narrationen ergibt sich eine zentrale Erzählung, in der Niederdeutsch/Plattdeutsch mit dem Hafen und der Arbeit im Hafen verbunden wird und in der der Hafen andererseits von zentralem symbolischem Wert für die Stadt ist. Diese Beziehung wird hergestellt, wiewohl die Sprechenden klarmachen, dass der reale Gebrauch des Plattdeutschen auch dort eine Erscheinung der Vergangenheit ist. **Monika Dannerer** beschreibt den Umgang mit der sprachlichen Schichtung zwischen Standarddeutsch und den vorfindlichen Regiolektten bzw. Dialekten am Beispiel des Sprachgebrauchs und der Spracheinstellungen im universitären Sprachgebrauch. Untersucht wurde das an der Universität Salzburg, und zwar bei den Gruppen der Lehrenden, der Studierenden und bei der Verwaltung. Klar wird, dass die drei Kategoriengruppen der regionalen Herkunft, der Muttersprache und dann auch die Fakultätszugehörigkeit bei den Einstellungen – und logischerweise beim Gebrauch – eine Rolle spielen. Herkunft und in gewissem Umfang die Muttersprache prägen schon die Einschätzung, was regional („Plurizentrik“) Standard ist bzw. wie Informalität und Regionalität miteinander korreliert sind. Die deutliche Befürwortung standardnaher Sprechweisen in offiziellen und formaleren Kontexten wird ergänzt durch eine positive Bewertung von regionalen Sprachformen im Alltag. **Astrid Adler** und **Albrecht Plewnia** berichten von Ergebnissen der Forschungen zu Spracheinstellungen am IDS, die sich auf Repräsentativerhebungen stützen und damit bei aller methodischen Vorsicht eine großräumigere Generalisierung erlauben, was an drei Exempeln dargestellt wird. Beim ersten Fall werden die Ergebnisse zur Einschätzung des Standarddeutschen, zweier „typischer“ Dialekte (Bayrisch [sic!], Sächsisch) und des Niederdeutschen präsentiert und ihre Verlässlichkeit in einer „Kleindiachronie“ vorgeführt, dazu die Notwendigkeit der Subdifferenzierung. Im zweiten Beispiel wird auf die Differenz zwischen der erfragten Auswahl einer Option, der Einschätzung in verschiedenen Altersgruppen und dem in Korpora dokumentierten Gebrauch bei einem bestimmten Fall des Genders eingegangen. Im dritten Fall wird gezeigt, wie sich aufgrund der in den IDS-Untersuchungen ermittelten Daten Mängel in der neu aufgenommenen Sprachenfrage des Mikrozensus nachweisen lassen.

5.3 Umbruch: Digitale (und traditionelle) Welten

Die folgenden Beiträge thematisieren in unterschiedlicher Weise Folgen des geschehenen und geschehenden Umbruchs in digitalen Umgebungen. Das zeigt sich an dem Beitrag von **Stefan Schierholz** schon am Titel „Brauchen wir noch Wörterbücher? Ja! Aber welche?“, der erkennbar in gewissem Sinn eine Diskussion fortsetzt, die von Wolfgang Klein auf der Jubiläumsjahrestagung 2014 unter dem Titel „Das Wörterbuch der Zukunft ist kein Wörterbuch“ angestoßen wurde (Klein 2015). Schierholz betont dagegen die Bedeutung der Existenz und Erstellung von Wörterbüchern, also lexikografische Praxis auf der Basis der existierenden, auch kritischen, Wörterbuchforschung. Auf der Basis entsprechender Theorien der lexikografischen Praxis werden einerseits die Vorzüge einer solcherart basierten lexikografischen Praxis betont, für die es auf der Ebene der Printwörterbücher auch gute Beispiele gebe, die auch ihren Raum hätten. Exemplarisch wird dann die aktuelle Praxis der Internetlexikografie im Hinblick auf die Erfüllung entsprechender Kriterien ebenso wie auf das Ausspielen der Vorteile dieses Präsentationstyps hin im Wesentlichen am Beispiel des DWDS kritisch durchgesehen. Der zweite Beitrag zum Bereich des Wortschatzes stammt aus den methodischen Projektteilen des Forschungsschwerpunkts „Dynamik des Lexikons“. **Alexander Koplenig**, **Carolin Müller-Spitzer** und **Sascha Wolfer** gehen dabei der Frage nach, ob und ggf. wie mit statistischen Methoden auf der Basis gegenwärtig sprachlicher elektronischer Textkorpora kurz- und mittelfristiger lexikalischer Wandel nachweisbar ist. Dazu wird exemplarisch das Korpus der „Spiegel“-Ausgaben von 1947 bis 2016 benutzt; nach einer exemplarischen Einführung am Beispiel des Protestdiskurses der 1960er-Jahre werden die spezifischen Probleme solcher Analysen im Hinblick auf die Variationshäufigkeit im Bereich häufiger und seltener Wörter diskutiert, um dann die Komplexität von Ähnlichkeitsberechnungen und die Korrelation mit den Korpusgrößen zu diskutieren. Im konkreten Vergleich von Zeitschnitten im Spiegel-Korpus werden die Kautelen aufgeführt, die verhindern sollen, dass man nicht nur misst, was man zu messen intendiert.

Die anderen beiden Beiträge in dieser Gruppe beschäftigen sich unmittelbar mit der Sprache bzw. den Interaktionstypen in der Welt der digitalen Medien, der erste eher aus struktureller, der andere aus interaktionistischer Sicht. **Angelika Storrer** umreißt wesentliche Merkmale nichtlinearer Textstrukturen, wie sie für die hypertextuelle Welt charakteristisch sind; sie sind gekennzeichnet durch Adaptivität an verschiedene Ausgabeformate und Dynamik der Versionierung sowie die Technik der Verlinkung. Diese Bedingungen im Hintergrund der Erstellung von Texten werden an Wikipedia-Artikeln und -diskussionen erläutert, die in ihrem Verhältnis auch das Zusammenwirken von text- und interaktionsorientiertem Schreiben dokumentieren. Die dabei genutzten Strategien werden an der

Nutzung von Verlinkungen und der Konnektoren *weil* sowie *d.h.* und *sprich* in den beiden Texttypen dokumentiert, die vor allem in den Diskussions-Texten spezifische Techniken schriftlicher Einbettung in interaktionalen Kontexten, etwa mittels Zeichensetzung, entwickeln. Bei **Konstanze Marx** geht es um eine Interpretation der Erweiterung der „Sagbarkeit“ in den *social media*. Zunächst werden zwei Bereiche und Funktionen dieser Erweiterung aufgewiesen und analysiert, einmal die Erweiterung von Persönlichem und Tabuisiertem (intraterritorial) in eine Öffentlichkeit ohne direkten Adressaten, zum anderen um den inszenierten Tabubruch der *hate speech*, in dem vorgegeben wird, Sachverhalte richtig darzustellen und dabei mit verbalen Grenzüberschreitungen (extraterritorial) in den Raum anderer einzudringen. Unter anderem wird in beiden Fällen die Instrumentalisierung von Hashtags dokumentiert. Die Art und die technischen Bedingungen dieser Arten von Interaktion legen nahe, dass hier die Grenze von Handlung und Zeigen verschwimmt, insofern beim Handeln das Zeigen mitgedacht ist.

In der Tagung schlossen sich an diese Beiträge die zehn Präsentationen der Methodenmesse an, die zu einem größeren Teil digitale Forschungsergebnisse und Werkzeuge vorstellten, daneben auch weitere Projekte zu Variation und zur Dynamik des Wortschatzes. Sie werden am Ende des vorliegenden Bandes dokumentiert.

5.4 Ansätze: Grammatik von oben und von innen – und der Blick von außen

Im ersten der beiden Beiträge zur Grammatik stellt **Vilmos Ágel** mit seiner Grammatischen Textanalyse (GTA) eine deszendente und an funktionalen Einheiten – analog den Satzgliedern einer Satzsyntax – orientierte Syntax vor, deren Grundelement der Text ist, von dem abwärts die Analyse über die Textglieder in den Satz und die Satzglieder sowie in einem weiteren Schritt in die Wortgruppen und die Wortgruppenglieder fortschreitet. Der wesentlich neue Schritt geschieht auf der Textebene und den Textgliedern – auf den anderen beiden Ebenen ist diese Art von Differenzierung auch in einer satzbezogenen Syntax vorhanden. Mit diesem Modell wird nicht zuletzt eine „restefreie“ Analyse ermöglicht, das betrifft schon die Nicht-Satzglieder herkömmlicher syntaktischer Analysen und dann vor allem die nicht satzförmigen bzw. verbhaltigen unter den Elementen, die als Textglieder gefasst werden, in diesem Modell Nichtsätze und Kohäsionsglieder. Auf der Satzebene werden dann noch der semantische Wert von Grundstrukturen und die Frage der Dynamisierung von (zu statischen Sätzen führenden) Grundvalenzen diskutiert. Im Beitrag aus dem Projekt „Korpusgrammatik“ des IDS von **Felix Bildhauer**, **Eric Fuß**, **Sandra Hansen-Morath** und **Franziska Münzberg**

geht es in der Sache um die Frage des Auftretens der starken und schwachen Adjektivflexion in verschiedenen Kombinationen in der Nominalgruppe. Gezeigt wird, wie mit für diesen Zweck vielfach ergänzten Korpusdaten eine Basis für die Untersuchung einer von verschiedenen Faktoren bedingten morphologischen Regelung zu finden war. Dabei ergibt sich durch den Einbezug diachroner Daten ein Befund, der Tendenzen eines Sprachwandels hin zu starken Formen erkennen lässt. Die Spannbreite der Konstellationen reicht von der Folge von Determinierer und Adjektiv, bei der immer Wechselflexion gilt, bis zu den Fällen von Adjektivreihungen (orthografisch regelgerecht durch Kommasetzung angedeutet) ohne Determinierer, bei denen die starke Parallelflexion die Regel darstellt. Dazwischen liegen Fälle mit Pronominaladjektiven, bei denen zum Teil die Artikelähnlichkeit des Pronominaladverbs eine Rolle spielt, aber dann insgesamt eben auch eine Tendenz zur starken Doppelflexion.

Abgeschlossen wird der Band durch den sozialwissenschaftlichen Beitrag von **Jutta Allmendinger** und **Robert Dorschel** vom Wissenschaftszentrum Berlin, wie das IDS ein Institut der Leibniz-Gemeinschaft. In ihm setzen sie sich mit den sozialen Folgen der gesellschaftsübergreifenden Online-Kommunikation auseinander. Sie böten sich insofern an, als die aktiv und passiv ohne weitere Hemmnisse zugänglichen Online-Medien in dieser Hinsicht Gleichheit ermöglichen und somit womöglich in der Lage seien, den Zusammenhang von soziokulturellen Faktoren und sprachlichen Fähigkeiten zu mildern. Eine Sichtung entsprechender Einschätzungen in der sozialwissenschaftlichen Theoriebildung führt zu einer Betrachtung im Rahmen des Bourdieu'schen Habitus-Konzepts. Die *social media* scheinen der Ort zu sein, der auch der Sprache der „einfachen Leute“ eine gleichberechtigte Bühne bietet. Allerdings zeigt ein genauerer Blick, dass auch hier der Wechsel zwischen Sprachstilen zum Statuserhalt gehört, sodass sich eine klassen- und milieuübergreifende Kommunikation nicht einfach ergibt, sondern aktiv gesichert werden muss.

6 Schluss

Es ist zunächst von einem sehr erfreulichen Ereignis zu berichten: In jedem dritten Jahr wird auf der Jahrestagung des IDS der Konrad-Duden-Preis, den die Stadt Mannheim gemeinsam mit dem DUDEN-Verlag vergibt, überreicht. So wurde auf der in diesem Band dokumentierten Jahrestagung 2018 des IDS der Konrad-Duden-Preis des Jahres 2017 an Prof. Dr. Christian Fandrych (Universität Leipzig) verliehen. Es mag unter dem Generalthema des Neuen angehen zu vermerken, dass hiermit nach Längerem wieder ein Vertreter der germanistischen Linguistik

im Fach Deutsch als Fremdsprache geehrt wird. Neben der nochmaligen Gratulation für den Preisträger sei der Stadt als verleihender Institution und dem Duden-Verlag als finanziellem Ausstatter des Preises dafür gedankt, dass es dadurch möglich ist, herausragende sprachwissenschaftliche Arbeit in so öffentlich sichtbarer Weise zu würdigen. Gedankt sei auch dem Oberbürgermeister der Stadt Mannheim, Dr. Peter Kurz, für das Grußwort der Stadt Mannheim bei der letzten von mir als Direktor vor dem Eintritt in den Ruhestand verantworteten Jahrestagung.

Die diesjährige Tagung wurde von mir gemeinsam mit Albrecht Plewnia, der die organisatorische Hauptlast getragen hat, und in Abstimmung mit der bisherigen und mit der neuen Vorsitzenden des Wissenschaftlichen Beirats, Angelika Linke und Mechthild Habermann, vorbereitet. Wir danken allen Referentinnen und Referenten, dass sie mit ihren Beiträgen zum Erfolg der Tagung beigetragen haben. Gedankt sei hiermit, und nicht zuletzt, allen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des IDS, die nicht nur in diesem Jahr den freundlich-reibungslosen Ablauf der Veranstaltung gesichert haben.

Literatur

- Klein, Wolfgang (2015): Das Wörterbuch der Zukunft ist kein Wörterbuch. In: Eichinger, Ludwig M. (Hg.): Sprachwissenschaft im Fokus. Positionsbestimmungen und Perspektiven. (= Jahrbuch des Instituts für Deutsche Sprache 2014). Berlin/Boston, S. 277–296.
- Lichtenberg, Georg Christoph (1991): Schriften und Briefe II. München/Wien.
- Taylor, Charles (2016): The language animal. The full shape of the human linguistic capacity. Cambridge, MA/London.